

Nr. 99. Bromberg, den 25. Juni 1925.

Die Jagd nach der Platinkugel.

Kriminal-Roman von Rudolf Paul.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

5. Kapitel.

Eine überraschende Entdeckung.

Fräulein Linder traf noch am Abend desselben Tages in Begleitung eines Polizeibeamten wieder in Leipzig ein. Sie war sichtlich bedrückt und niedergeschlagen, lehnte es aber standhaft ab, Erklärungen für ihre plötzliche Abreise anzugeben. Sie wiederholte nur, daß sie mit einer Handtasche etwa dreiviertel 11 Uhr das Haus verlassen habe, um den Breslauer Nachtschnellzug zu erreichen.

Den Reisekorb habe sie bereits nachmittag gepackt und nachschicken lassen wollen. Sie gab zu, daß sie möglicherweise in der Eile die Flurtür zu verschließen vergessen habe. Auf die Frage, wo sich Dr. Wolters im Augenblick ihres Weggangs befunden habe, erwiderte sie, daß er in seinem Schlafzimmer gewesen sei. Dem Verlangen, ihren Ausruf bei der Nachricht vom Tode des Dr. Wolters: „Das habe ich nicht gewollt", zu erklären, setzte sie ein beharrliches Schweigen entgegen.

Es half auch nichts, daß Gebhardt auf dringende Bitte Riehls ihm eine Zusammenkunft mit Fräulein Linder gestattete. Auf alles Drängen und Bitten des jungen Mannes, der sie beschwor, ihm doch durch einige Fingerzeige bei dem Nachweis ihrer Unschuld zu helfen, sagte sie schließlich mit matter Stimme: „Ich habe die Hand gegen Wolters nicht erhoben. Mehr kann ich nicht sagen."

Unter diesen Umständen war es unvermeidlich, daß sie zunächst in Untersuchungshaft genommen werden mußte, was Riehl begreiflicherweise in lebhafte Aufregung versetzte.

Gebhardt machte sich nun daran, die hinterlassenen Papiere des Toten zu sichten, um vielleicht auf diesem Wege einen Anhaltspunkt für weitere Recherchen zu finden. Zunächst stieß er auf das Manuskript eines längeren Aufsatzes über die geheimnisvolle Platinkugel, in dem auf Grund von Deutungen weiterer Inschriften die Vermutung ausgesprochen wurde, daß das Radiumpräparat in der Kugel für die spezielle Behandlung des Pharao Tutenchamun bestimmt gewesen sei, der von einem Feldzug gegen die Nubier mit bösartigen Geschwüren heimgekehrt war. Nur der experimentelle Nachweis des Inhalts der Platinkugel fehlte noch. Aber Wolters war offenbar seiner Sache so sicher, daß er die ganze Darstellung bereits im Sinne seiner Theorie gehalten hatte.

Briefwechsel außer mit einigen wissenschaftlichen Zeitschriften, schien Wolters in neuerer Zeit kaum geführt zu haben. Dagegen fanden sich aus dem letzten Kriegsjahre eine Reihe Briefe von weiblicher Hand, die zärtliche Besorgtheit und vertraute Beziehungen verrieten. Unterzeichnet waren sie „Deine Lucie", und Gebhardt entsann sich, daß das der Vorname des Fräulein Linder war.

Als er jedoch mehrere dieser Briefe gelesen hatte, stutzte er plötzlich. Die Briefe begannen alle „Lieber Arthur", und Gebhardt glaubte sich genau zu entsinnen, daß Wolters den Rufnamen Bernhard führte. Er zog sein Notizbuch, um sich zu vergewissern. Es stimmte. Also was waren das für Briefe? Besonders merkwürdig aber erschien es Gebhardt, daß außer einigen Personalpapieren — Geburtsschein, Doktordiplom und dergleichen — ältere Briefe oder Dokumente aus der Zeit vor dem Krieg weder im Schreibtisch noch sonst in der Wohnung zu finden waren.

Gebhardt machte sich darauf an eine Musterung der Bibliothek des Privatdozenten. Sie zeigte die Einseitigkeit der Interessen, von der Dr. Hildebrandt gesprochen hatte. Überwiegend bestand sie aus archäologischen Fachschriften. Daneben fanden sich etwa ein Dutzend naturwissenschaftliche, meist pharmakologische Werke. Mechanisch schlug Gebhardt ein Lehrbuch der Arzneimittel auf und las auf dem ersten Blatt: „Arthur Busch 1912." War dies derselbe Arthur, dessen Briefe Wolters aufbewahrte? Gebhardt hatte das Gefühl, daß hier etwas nicht stimmte.

Diese seine Ansicht wurde bestärkt, als von der ostpreußisch-litauischen Grenze die Polizeibehörden aus Tilsit mitteilten, der angeblich ermordete Dr. Wolters, auf dessen Tod sie seine Eltern schonend vorbereiten sollten, habe im Krieg bei der türkischen Armee in Syrien gestanden, sei als vermißt gemeldet und werde von seinen Eltern seit drei Jahren als tot betrachtet. Gebhardt ließ sich die fragliche Verlustliste kommen und fand, was er fast vermutet hatte, einen gewissen Arthur Busch in derselben Formation, einem deutschen Stabe, und ebenfalls als vermißt gemeldet. Dieser Busch aber war Apothekergehilfe und stammte aus Ziegenhals — der Heimat Lucie Linders.

Und nun war es für Gebhardt nicht mehr schwer, weiteres über Busch festzustellen. Busch war der früh verwaiste Sohn des besten Freundes des Zollinspektors Linder. Dieser nahm den hilflos zurückgebliebenen Jungen in sein Haus und ließ ihn, da er begabt war, gute Schulen besuchen.

Der Vater Linder starb aber plötzlich im Jahre 1909, als der junge Busch eben erst zu studieren begonnen hatte, und dieser hielt es nun für seine Pflicht, sein Studium aufzugeben und sich einem praktischen Beruf zuzuwenden, um die Witwe Linders und deren Tochter Lucie unterstützen zu können. Er wählte hierzu den Apothekerberuf wegen seiner Neigung zur Chemie, pflegte aber zugleich sein Steckenpferd der Archäologie, besonders der Ägyptologie, eifrig weiter.

Bei Kriegsausbruch wurde er als Ersatzreservist eingezogen und seiner Kenntnisse orientalischer Sprachen halber, die er sich für geplante Forschungsreisen angeeignet hatte, einem deutschen Stab in Syrien zugeteilt — demselben, dem der ungediente Landsturmmann Dr. Wolters angehörte. Das Interessanteste aber war, daß Busch sich vor seinem Ausrücken in Schweidnitz mit Fräulein Lucie Linder hatte kriegstrauen lassen, und zwar anscheinend so heimlich, daß nicht einmal die Mutter Lucies davon wußte.

Wer war nun Busch und wer war Wolters? Gebhardt ging für seine weiteren Forschungen einen Weg, der für ihn als gewiegten Kriminalisten leicht war: Er ließ Fräulein Linder kommen, bat sie, Platz zu nehmen und begann in strengem Ton: „Frau Busch, Sie sollten die Behörde nicht länger hinters Licht führen." Lucie Linder — wie wir sie weiter nennen wollen — brach in Tränen aus. Als sie sich etwas beruhigt hatte, sagte Gebhardt in milderem Ton zu ihr: „Armes Kind, ich weiß alles. Jetzt erzählen Sie mir nur, warum es so kam." Lucie Linder merkte die Falle nicht; sie erzählte folgendes:

Ende 1918 wichen die türkischen Truppen in Palästina fluchtartig zurück. Busch und Wolters, die sich wegen ihrer gleichen Neigungen — Wolters hatte seine Doktorarbeit über Ausgrabungen in Ninive gemacht — eng aneinander angeschlossen hatten — wurden versprengt und suchten sich allein nach Norden durchzuschlagen. Wolters hielt die Strapazen nicht aus, er starb vor Erschöpfung, zwei Tage, ehe

Busch die anatolische Eisenbahn erreichte. Busch nahm seine Papiere und seine letzten Grüße in die Heimat mit sich.

Während er sich aber tagelang allein weiterschleppte, keimte in seinem Innern ein ehrgeiziger Gedanke: Wie, wenn er die mühseligen Stufen in seiner Laufbahn, die er noch vor sich hatte, überspringen konnte? Wenn er mit einem Doktordiplom in Deutschland ankam, statt sich noch jahrelang schinden zu müssen? Wolters war tot, ihm geschah kein Leid, wenn er seine Papiere benutzte. Er wußte auch, daß Wolters' Eltern einfache Bauersleute an der früheren ostpreußisch-russischen Grenze waren, die keine Verbindung mit der Welt hatten. Er konnte sich irgendwo in Deutschland habilitieren und dann möglichst bald außer Landes gehen.

Busch kam nach abenteuerlicher Fahrt nach Deutschland zurück, und die wirre Zeit erleichterte und begünstigte seinen Plan. Unerkannt und unbekannt ließ er sich in Leipzig nieder und habilitierte sich mit einer Schrift, deren Material er gemeinsam mit Wolters im Feld gesammelt hatte. Er wie Wolters galten als vermißt. Nur seiner Frau gegenüber brachte er die Verleugnung nicht übers Herz. Er traf sie heimlich, weihte sie in seine Pläne ein und veranlaßte sie, als seine Haushälterin zu ihm nach Leipzig zu ziehen. Ihren Warnungen und Bitten gegenüber blieb er taub. Er konnte auch schwer noch zurück.

Für Lucie wurden diese Verhältnisse nach und nach immer schwerer. Die geplante Übersiedlung ins Ausland ließ sich so schnell nicht durchführen. Lucie litt unter der Zweideutigkeit ihrer Stellung und machte ihrem Mann Vorwürfe, daß sein Ehrgeiz ihm höher gestanden habe als der gute Name seiner Frau. Mehrmals war sie schon drauf und dran, ihn zu verlassen und zu ihrer Mutter zurückzukehren. Busch gelang es immer wieder, sie zu halten, zumal er ihr drohte, er werde sich das Leben nehmen, wenn sie ihn verriete.

Gebhardt fühlte, was Lucies Entschluß schließlich doch herbeigeführt hatte, wenn sie es auch kaum andeutete: Die Bekanntschaft mit dem jungen Riehl. Jetzt wurde ihr ihre Lage vollends unerträglich. Am Nachmittag des verhängnisvollen Tages packte sie ihren Reisekorb. In einer langen Unterredung, die in ihrem Zimmer geführt wurde, suchte Busch sie zurückzuhalten und glaubte schon, daß er sein Ziel erreicht habe. Kaum aber hatte er sich in sein Schlafzimmer begeben, als sie mit fieberhafter Eile den Rest ihrer Sachen in eine Reisetasche warf und fluchtähnlich das Haus verließ. Als sie am anderen Tage von dem Tode Buschs-Wolters' hörte, glaubte sie, er habe seine Selbstmorddrohung doch wahr gemacht, und war tief erschüttert. Erklärungen konnte sie nicht geben, ohne ihr eigenes Geheimnis zu verraten.

Gebhardt hatte der langen Erzählung schweigend und mit innerer Bewegung zugehört.

„Ich glaube nicht", sagte er ihr dann, „daß Sie auch nur ungewollt die Schuld an diesem Tod tragen. Ich bin überzeugt, er ist von fremder Hand getötet worden. Und eines noch: Darf Herr Riehl von alledem wissen?"

Lucie nickte nach kurzem Kampf.

„Ich weiß," fuhr Gebhardt fort, „daß das seinen Gefühlen für Sie keinen Eintrag tun wird. Und Sie selbst, glaube ich, werden bald frei sein."

Er behielt mit beidem Recht.

6. Kapitel.

Eine neue Spur.

Als Riehl und Dr. Hildebrandt nach Ablauf einer Woche zu ihm kamen, erzählte ihnen Gebhardt die seltsame Geschichte des falschen Dr. Wolters. Seine beiden Zuhörer lauschten ihm mit lebhafter Spannung, Riehl war zu ergriffen, um mehr sagen zu können als: „Was mag die Arme durchgemacht haben!"

Dr. Hildebrandt dagegen meinte: „Jetzt erkläre ich mir manches, die Menschenscheu des Pseudo-Wolters, seinen Wunsch, ins Ausland zu gehen, auch die Einseitigkeit seiner Interessen. Trotzdem war er aber kein schlechter Mensch. Der Krieg hat in manchem das Gefühl strenger Rechtlichkeit vermindert. Übrigens", fuhr er lebhafter fort, „auch ich habe Fräulein Linder der Tat nicht für fähig gehalten. Trotzdem würde es mich interessieren, warum Sie als Kriminalist sie durch diese Aufklärungen als entlastet ansehen. Man könnte doch umgekehrt der Ansicht sein, daß sie dadurch belastet erscheint, da doch das Motiv der Rache bei ihr mitsprechen könnte."

„Selbst wenn," erwiderte Gebhardt hierauf, „der Eindruck, den ich von Fräulein Linder habe, mich so täuschen sollte, dürfen Sie zweierlei nicht vergessen. Erstens ist sie unter Hinterlassung ihrer richtigen Adresse abgereist, hat es gar nicht beabsichtigt, sich einer Verfolgung zu entziehen. Nur ein kaltblütiger und raffinierter Verbrecher könnte so handeln. Zweitens haben wir ja noch das offene Fenster, das offenbar einem dritten als Weg in die Wohnung gedient hat, und das Fehlen der Platinkugel. Und damit komme ich zu dem Weiteren, was ich Ihnen erzählen wollte: Wir haben eine Spur! Hören Sie zu."

Gebhardt lehnte sich behaglich zurück und begann:

„Heute früh — ich war gerade dienstlich abwesend — brachte ein jüdischer Händler, ein Galizier mit Namen Moische Vortrefflich, einen schlecht aus Bruchstücken zusammengeschmolzenen Metallklumpen an, den ihm ein Mann als Silber hat verkaufen wollen. Er war nicht zu Hause, und seine Frau wollte ohne seine Zustimmung nicht kaufen. Dem guten Moische Vortrefflich aber kam das geschmolzene Metall nicht ganz geheuer vor — bekanntlich werden gestohlene Kunstgegenstände mit Vorliebe eingeschmolzen —, und er brachte das corpus delicti hierher. Man hat ihn dann für später wiederbestellt. Vermutlich wartet er schon draußen.

Ich habe dann eine flüchtige Untersuchung des Metalls vornehmen lassen. Es enthält wohl etwas Silber, aber überwiegend Platin. Auch hat es den Anschein, als könnte der Klumpen aus Teilen einer zerschlagenen Kugel zusammengeschmolzen sein. Hier ist er."

Mit diesen Worten entnahm Gebhardt seinem Schreibtisch einen unregelmäßigen Klumpen von der Größe einer Walnuß, und legte ihn vor sich hin.

Dr. Hildebrandt betrachtete ihn und meinte: „Ich habe die bewußte Platinkugel öfters in der Hand gehabt und besitze ihre Röntgenbilder und ihre Maße. Ich würde Ihnen, zumal die Einschmelzung in der Tat sehr mangelhaft gemacht ist, vermutlich nach einer genauen Prüfung sagen können, ob es sich um das Platin dieser Kugel handelt."

„Gerade darum wollte ich Sie bitten," versetzte Gebhardt. „Bis wann könnten Sie die Prüfung erledigt haben?"

„Bis morgen Abend," gab Dr. Hildebrandt nach kurzem Überlegen an, und lud Riehl ein, am nächsten Vormittag in das Physikalische Institut zu kommen, um bei dem Experiment mitzuhelfen; Riehl sagte freudig zu.

Inzwischen hatte Gebhardt durch ein kurzes Gespräch am Haustelephon festgestellt, daß Herr Vortrefflich pünktlich erschienen war. Ein Polizist führte ihn herein.

Herr Vortrefflich, ein älterer Hebräer, der in seinem langen Überrock, mit dem schwarzen Käppchen, das er unter dem fragwürdigen, jetzt in der Hand gehaltenen schwarzen Schlapphut trug, dem breiten, leicht angegrauten Bart und den Peißlöckchen, wohl einen etwas östlichen, aber keinen abstoßenden Eindruck machte, trat mit vielen Bücklingen näher.

„Herr Vortrefflich," sagte Gebhardt, „es ist sehr lobenswert, daß Sie mir das," er zeigte auf das Metall, „gebracht haben."

„Exzellenz," fiel ihm Herr Vortrefflich ins Wort, „ich bin immer gewesen e ehrlicher Mann, hab' ich müssen flüchten im vierzehner Jahr vor die Russen, bin ich gekommen nach Berlin mit meiner Sarah, und hab gehabt nur e paar Gülden. Aber ich hab der Sarah immer gesagt: In Deutschland herrscht Ordnung, ich will nicht zu tun haben mit die Polizei, und ich mechte bleiben bei die Daitschen, denn für uns Jiden is in Polen e schweres Leben."

„Schon gut," unterbrach Gebhardt den Redeschwall des Alten, „jetzt hören Sie zu. Das Metall, das da liegt, ist vermutlich die Beute eines Mörders."

„Gott der Gerechte," fuhr Vortrefflich zusammen, kam aber nicht weiter zu Wort, denn Gebhardt fuhr fort: „und Sie müssen helfen, den Mörder fangen."

Herr Vortrefflich verstummte und schaute ängstlich von einem der Herren zum andern.

„Gefahr ist für Sie dabei nicht vorhanden", sagte Gebhardt weiter. „Wann hat Ihre Frau den Mann, der das Metall anbot, wieder bestellt?" „Die Sarah hat nicht gewüßt, wann ich wer' sein zu Hause unter Tags. Hat sie ihm gesagt, um sieben am Abend."

„Sehr gut," erwiderte Gebhardt, und verlangte am Telephon, der Kriminalwachtmeister Hensel solle kommen. Gleich darauf betrat ein kräftiger, schnurrbärtiger Mann das Zimmer und meldete sich in militärischer Haltung.

„Herr Vortrefflich, sehen Sie sich den Herrn genau an. Dieser Herr wird heute um ½7 Uhr zu Ihnen kommen. Kann man Ihren Laden ungesehen betreten?"

Herr Vortrefflich gab an, daß man durch den Torweg und den Hof von rückwärts in die Stube hinter dem Laden kommen könne.

„Gut, auf diesem Weg wird Herr Hensel zu Ihnen kommen, Sie halten ihn verborgen, bis der Verkäufer des Metalls wiederkommt. Und Sie", wandte er sich an Hensel, „postieren unauffällig zwei Schutzleute in Zivil — nehmen Sie Ahrens und Müller — in der Nähe, sodaß sie nötigenfalls auf Ihren Pfiff zur Hand sind. Das Weitere ergibt sich von selbst."

Hensel machte militärisch kehrt. Herr Vortrefflich entfernte sich etwas knieschlotternd und mit vielen Verbeugungen.

„Sie beide können, da Sie einmal bisher den Verlauf der Affäre verfolgt haben, wenn Sie wollen, morgen um die gleiche Zeit wier von dem Ergebnis des heutigen Abends hören." Mit diesen Worten verabschiedete Gebhardt seine beiden Gäste.

Gegen Abend wurde Dr. Hildebrandt von Gebhardt telephonisch angerufen.

„Wir haben ihn", sagte Gebhardt, „es ist der Institutsdiener des Ägyptologischen Instituts."

(Fortsetzung folgt.)

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(22. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Es war jenes Fremden Stimme, — des Fremden aus dem Geisterhause. Eiseskälte durchzuckte Hucks Herz. Das also war jener geplante „Racheakt". Sein erster Gedanke war Flucht. Dann dachte er daran, wie gütig die Witwe Douglas, die freundliche schöne Dame, mehr als einmal gegen ihn, den armen Strolch, gewesen und daß diese Schurken vielleicht im Sinn hätten, sie zu morden. Ach, wenn er nur den Mut hätte, sie zu warnen; aber das getraute er sich doch nicht, — konnten die Kerle doch kommen und ihn abfangen. All dies und mehr noch schoß ihm durch's Hirn in dem einen Moment, welcher zwischen der Bemerkung des Fremden und der darauf folgenden Antwort des Indianer-Joe verfloß:

„Na, der Busch steht dir im Weg, da schau 'mal hier hinaus, — so — gelt, jetzt siehst du's?"

„Jawohl, werden wohl Leute dort sein — geben's besser auf, denk' ich."

„Aufgeben, eben, wo ich dem verdammten Land für immer den Rücken kehren will, aufgeben, um vielleicht nie wieder Gelegenheit zur Rache zu haben? Ich sag' dir's noch 'mal, wie ich's schon gesagt hab', keinen Pfifferling frag' ich nach ihrem Geld — das kannst du haben. Aber ihr Mann war hart gegen mich, nicht einmal, nein, oft und oft, und vor allem war er der Hund von einem Richter, der mich wegen Landstreicherei immer wieder ins Loch steckte. Und das ist noch lang' nicht alles! Millionenmal nicht alles! Durchpeitschen hat er mich lassen, durchpeitschen vor dem Gefängnis, wie einen Hund oder einen Nigger! Die ganze Stadt konnt's sehen! Durchpeitschen — begreifst du das! Er kam meiner Rache zuvor und starb, — sie aber soll's büßen!"

„Du wirst sie doch nicht umbringen wollen? Das wirst du doch nicht tun, so'n hübsches, stattliches Frauenzimmer, und 'n gutes Herz hat sie auch für die Armen!"

„Umbringen? Wer denkt daran? Ihn würd' ich abschlachten, wenn er da wär' — sie nicht! Ein Frauenzimmer bringt man nicht um, wenn man sich rächen will. — Unsinn! Der geht's an die geliebte Fratze, man schlitzt ihr die Nasenflügel und stutzt ihr die Ohren, wie 'nem Schwein!"

„Herr Gott, das ist —"

„Behalt' deine Meinung für dich, bis du gefragt wirst, rat' dir's im Guten, 's wird wohl das beste für dich sein. Ich bind' sie auf ihr Bett fest; wenn sie sich hinterher verblutet, ist's meine Schuld nicht. Ich wein' ihr nicht nach! Du, Kamerad, wirst mir dabei helfen — mir zulieb — deshalb hab' ich dich mitgenommen, denn allein brächt' ich's am Ende nicht fertig. Probierst du auszukneifen, so hau' ich dich nieder, das merk' dir! Und wenn ich dir den Rest geben muß, so kriegt sie auch eins, daß sie das Aufstehen vergißt, und dann soll mir einer dahinter kommen, wer das Geschäft besorgt hat."

„Na, wenn's denn sein muß, so muß es eben sein, dann los und dran! Je schneller, desto besser — mir läuft's jetzt schon kalt über den Leib!"

„Jetzt dran? — wo die Leute auf sind? Du, paß' 'mal auf, sonst trau' ich dir nicht mehr. Nichts da! — gewartet wird, bis die Lichter aus sind, 's hat ohnehin keine Eile!"

Huck wußte, daß nun ein Schweigen folgen müsse, — ein Schweigen, schauerlicher und gefährlicher als die mörderischsten Reden. So hielt er denn seinen Atem an und trat behutsam und verstohlen einen Schritt zurück, den Fuß vorsichtig und fest niedersetzend, nachdem er zuvor auf einem Bein balancierte, so daß er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte. Noch einen Schritt rückwärts mit derselben Umständlichkeit, denselben Gefahren, einen und noch einen! Jetzt krachte ein Ästchen unter seinem Fuße. Der Atem blieb ihm beinahe aus, er lauschte. Kein Laut — tiefstes Schweigen! Grenzenlos war seine Dankbarkeit. Jetzt drehte er sich lautlos und mit der äußersten Vorsicht um und verfolgte seinen früheren Pfad zwischen den hohen Sumachbüschen zurück. Schnell und behutsam glitt er dahin. Als er dann am Steinbruch aus dem Gehölz hervortrat, fühlte er sich geborgen. Nun lieh er seinen Sohlen Schwingen und flog den Berg hinunter, weiter, immer weiter bergab, bis er das Haus des alten Wallisers erreichte. Er trommelte an die Türe und alsbald erschienen der Alte und seine beiden handfesten Söhne am Fenster.

„Was zum Teufel ist denn los? Wer drischt dort an der Türe? He, was wollt ihr?"

„Schnell, macht auf — ich sag' euch dann ja alles!"

„Wer ist der Ich?"

„Ei ich, der Huckleberry Finn. Schnell — um Gotteswillen macht auf!"

„Sieh' mal einer, der Huckleberry Finn! Ist 'n Name, dem sich eigentlich nicht viele Türen öffnen. Laßt ihn aber nur immer 'rein, Jungens, wollen 'mal hören, was er zu sagen hat."

„Sagt's um Gotteswillen keinem Menschen, daß ich's euch gesagt hab'," waren Hucks erste Worte, als er ins Haus trat, „bitte, bitte, verratet mich nicht, sie würden mich ja umbringen, so gewiß ich hier steh', — aber die Witwe da oben ist schon oft und oft gut gegen mich gewesen, und ich will's sagen, wenn ihr versprecht, nicht zu verraten, daß ich's gewesen bin!"

„Bei Gott, da muß 'was passiert sein, oder der Junge stellte sich nicht so an," rief der alte Mann, „heraus damit, mein Sohn, und niemand soll je ein Sterbenswörtchen davon zu hören kriegen."

Drei Minuten später stiegen der Alte und seine Söhne wohlbewaffnet den Berg hinan und drangen auf den Zehenspitzen vorsichtig in das Gehölz ein, die Flinten in der Hand. Huck begleitete sie nicht weiter. Er barg sich hinter einem großen Felsblock und lauschte. Zuerst ein drückendes, angstvolles Schweigen, das dann urplötzlich durch mehrere Schüsse und einen gellenden Aufschrei unterbrochen wurde. Näheres zu erfahren drängte es Huck nicht. Auf sprang er und fort und flog den Berg hinunter, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Als am Morgen des folgenden Tages, eines Sonntags, die ersten leisen Spuren der Dämmerung erschienen, tastete sich Huck durch das Halbdunkel den Berg hinauf und klopfte mit schüchterner Hand leise an die Türe des alten Wallisers. Die Hausbewohner schliefen noch, aber ihr Schlaf war infolge der aufregenden nächtlichen Abenteuer ein äußerst leiser und so ertönte alsbald eine Stimme vom Fenster:

„Wer ist da?"

Hucks ängstliche Stimme antwortete leise:

„Laßt mich, bitte, ein — ich bin's nur, Huck Finn!"

„Ist 'n Name, dem sich diese Tür bei Nacht und bei Tag öffnet. Mein Junge, sei willkommen!"

Das waren seltsam klingende Worte in den Ohren des kleinen Vagabunden, die angenehmsten, die er je gehört. Er konnte sich nicht erinnern, daß das Schlußwort des alten Mannes je zuvor in bezug auf ihn angewandt worden wäre.

Schnell wurde nun die Türe geöffnet und er trat ein. Man bot Huck einen Stuhl und der Alte mit seinen Riesensöhnen kleideten sich in Eile an.

„Und jetzt, mein Junge, hoff' ich, daß du einen ordentlichen Hunger mitgebracht hast, denn das Frühstück soll noch vor der Sonne auf dem Tisch stehen, und zwar ein gehöriges, das laß meine Sorge sein. Haben immer gedacht, ich und meine Jungens, du zeigtest dich gestern Abend nochmal, hättest die Nacht bei uns bleiben müssen."

„Ich kriegte solche Angst," sagte Huck, „daß ich den Berg hinunter stürzte. Ich fing an zu rennen, als die Schüsse krachten und rannte drei Meilen so weiter. Jetzt bin ich nur gekommen, weil ich gern 'was drüber gehört hätte, und vor Tag komm' ich, weil ich nicht gern den Teufeln in den Weg laufen möchte, — selbst wenn sie tot wären."

„Armer Kerl, man sieht dir's weiß Gott an, was das für 'ne Nacht für dich war, aber wart' nur, du sollst 'n Bett haben, wenn du gefrühstückt hast. Nee, tot sind die Halunken leider nicht, mein Junge, und leid genug tuts uns. Deiner Beschreibung nach wußten wir den Ort ziemlich genau, an dem sie zu finden waren, wir schleichen also auf den Zehenspitzen 'ran, bis vielleicht auf fünfzehn Fuß Entfernung, und dunkel wie 'n Loch war's in den Büschen drin, da, auf einmal merk' ich, daß mich das Niesen ankommt. Ob das nicht Pech war! Will's natürlich zurückhalten, aber nee, keine Möglichkeit, 's wollt kommen und 's kam auch mit Macht. So pust' ich denn los mit aller Gewalt. Ich war der Vorderste von uns, mit meiner Pistole in der

Hand, und als nun das Niesen losging, entstand ein Rascheln vor uns im Gebüsch. Ich schrei: Feuer, Jungens, und wir drei feuern denn auch nach der Richtung hin. Ja, prost die Mahlzeit! Die Kerle waren flinker als der Wind, wir aber hinterher wie die wilde Jagd, in die Wälder hinein. Gekriegt aber haben wir sie nicht. Ehe sie auskniffen hat jeder von ihnen noch 'mal seine blaue Bohne abgeknallt, aber die sausten an uns vorbei und taten keinen Schaden. Als sich das Geräusch ihrer Schritte verlor, gaben wir die Jagd auf und gingen hinunter ins Städtchen, um die Konstabler zu wecken. Die machten sich denn auch gleich auf und wollten am Ufer rekognoszieren, und sobald es Tag ist, sollen die Wälder abgesucht werden. Meine Jungens werden auch dabei sein. Wollt', einer könnt' uns die Kerle beschreiben, 's wär dann viel leichter für uns. Du wirst wohl nicht viel von den Schuften gesehen haben, dort oben in der Dunkelheit, was?"

„Nee, aber unten in der Stadt hab' ich sie schon gesehen und bin ihnen von dort nachgegangen."

„Kapital! Na, dann los, mein Junge, wie sehen sie aus? Beschreib' sie 'mal so'n bißchen genau!"

„Ei, einer davon ist der taubstumme Spanier, der seit 'n paar Tagen hier herum streicht, und der andre ist 'n gemein aussehender, zerlumpter —"

„Schon genug, Junge, kenn' die Kerle! Hab' sie neulich 'mal da oben im Wald hinter der Witwe Douglas ihrem Haus gesehen, schoben ab, als ich in Sicht kam. Nun aber schnell fort mit euch, Jungens, sagt's fein dem Sheriff, was ihr da vom Huck gehört habt, könnt' morgen früh frühstücken!"

Beide Söhne machten sich ohne Widerrede alsbald marschfertig. Als sie eben das Zimmer verlassen wollten, sprang Huck auf und rief flehend:

„O, bitte, bitte sagt's aber niemand, daß ich die Kerle angegeben, bitte, bitte!"

„Gut, wenn du's nicht willst, Huck, aber eigentlich solltest du die Ehre haben von dem, was du getan hast."

„O nein, nein. Bitte, verratet mich nicht!"

Als die jungen Leute weg waren, sagte der Alte:

„Sie verraten's nicht und ich tu's auch nicht. Aber sag' 'mal, warum willst du denn nicht, daß man's weiß?"

Huck ließ sich auf keine weitere Erklärung ein, sondern sagte nur, er wisse schon mehr als zu viel von dem einen der Kerle und wolle um keinen Preis, daß der dahinter komme, sonst sei er, Huck, keinen Moment seines Lebens sicher.

Noch einmal gelobte der alte Mann Verschwiegenheit und fragte dann:

„Wie kamst du drauf, den Kerlen nachzuschleichen, Junge? Sahen sie dir verdächtig aus?"

Einen Moment war Huck still und überlegte sich die Antwort, dann sagte er:

„Ja, seht ihr, ich bin so 'ne Art Landstreicher, wenigstens sagen die Leute so, und da muß es wohl wahr sein. Na, da simulier' ich denn manchmal drüber nach in der Nacht und das läßt mich nicht schlafen, und ich denk' und denk' wie ich wohl anders werden könnt'. So war's wieder 'mal gestern Nacht. Schlafen konnt' ich nicht und so bummel' ich denn in den Straßen herum, und als ich da in der Nähe von der Herberge an den alten Schuppen komm', lehn' ich mich mit dem Rücken dran, um nochmal besser nachzudenken. Na, da streichen denn plötzlich die zwei Kerle an mir vorbei, tragen etwas unterm Arm. Halt, denk' ich, die haben gestohlen. Einer rauchte und der andere wollte Feuer haben, so blieben sie nicht weit von mir stehen, und die Zigarren warfen einen Strahl auf die Gesichter und ich sah', daß der eine der taubstumme Spanier ist und der andere ein ruppiger, zerlumpter —"

„Was, die Lumpen hast du auch gesehen beim Schein der Zigarren?"

Das machte Huck für einen Moment unsicher, dann aber sagte er:

„Nun ich weiß nicht — aber es kommt mir vor, als ob ich sie gesehen hätte." —

„Dann liefen sie also weiter und du —"

„Ich hinterher, ja, so macht' ich's. Wollt' 'mal sehen, was los sei, sie schlichen so verdächtig an den Häusern hin. Oben bei der Witwe Garten standen sie dann still, ich auch, und da hört' ich denn, wie der eine für die Frau bat und der andere, der Spanier, schwor, er wolle ihr schon die Fratze verderben, grad' wie ich's euch und euren Söhnen gestern abend —"

„Was, der Taubstumme hat das gesagt?"

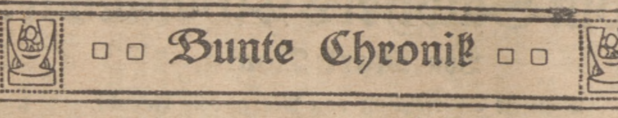
Da! Nun saß Huck von neuem in der Patsche! Er hatte sein Bestes tun wollen, um den alten Mann abzulenken von der Spur, wer eigentlich der Taubstumme sei, und trotz aller Mühe und Vorsicht schien seine Zunge entschlossen, ihn wieder und wieder in Verlegenheit zu bringen. Umsonst versuchte er, sich aus der Klemme zu ziehen. Des Alten Auge ruhte so durchdringend auf ihm, daß er Versehen über Versehen machte. Da nahm der Alte das Wort:

„Mein Junge," sagte er, „vor mir brauchst du dich nicht zu fürchten, mit meinem Willen soll dir keiner 'was zu leide tun; ich will dir schon helfen, kannst dich darauf verlassen! Der Spanier ist nicht taubstumm, soviel hast du nun schon verraten, ohne es zu wollen, das kannst du nicht mehr zurücknehmen. Du weißt aber noch mehr über den Kerl, was du nicht sagen willst. Komm' mal her, Junge, vertrau mir, sag's, hab' keine Angst, du kannst mir vertrauen, ich verrat' dich keinem!"

Huck starrte einen Moment in die ehrlichen Augen des alten Mannes, dann beugte er sich über den Tisch und flüsterte ihm ins Ohr:

„'s ist ja gar kein Spanier, — 's ist der Indianer-Joe!"

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik

* **Die glückhaften Kellner.** Ein seltsamer Zufall macht in **Budapest** von sich reden. Dort sind innerhalb von fünf Tagen sämtliche Hauptgewinne in einer Reihe von Lotterien und Verlosungen an Kellner gefallen. Die Tochter eines Kellners wurde Pfingstkönigin auf der Margareteninsel und erhielt einen Preis von 50 Millionen Kronen. Am nächsten Tage gewann ein Kellner den Hauptpreis bei einem Handicap, nämlich ein wertvolles Rennpferd. Zur gleichen Zeit gewann ein dritter Kellner ein Automobil als Hauptpreis bei einer Automobilveranstaltung. Ein vierter gewann den Hauptpreis bei dem 25-Kilometer-Wettrennen. Ein fünfter gewann bei einer Verlosung ein Motorrad, und ein sechster eine wertvolle Abendtoilette. Der Volksglaube, der bekanntlich die Kellner für einen vom Glück besonders begünstigten Stand erklärt, hat also in diesem Falle Recht bekommen.

*

* **Von der Frauenseele.** In China herrscht die ständige Behauptung, die Frauen hätten überhaupt keine Seele. So erzählt ein Missionär, daß ihn einmal einer von seinen Katechumenen gefragt habe, was es denn eigentlich nützen könne, wenn eine Frau oder ein Mädchen von ihm getauft wird. „Nun, schau, mein Lieber", sprach der Geistliche, „man muß doch auch **ihre** Seelen retten." — „Ja, aber, es hat doch keine Frauensperson eine Seele, wie wir Männer, und daher ist's eben ganz zwecklos, eine solche zu taufen!" — Sogleich belehrte der Missionär ihn eines Besseren, so daß der Katechumene jetzt wohl damit zufrieden war; aber er meinte dann noch in seiner Herzenseinfalt: „Das muß ich, wenn ich heimkomme, sofort meiner Frau melden, daß sie auch eine Seele hat wie Sie, Hochwürden, und ich. „**Na, die wird sich wundern!**"

*

* **Die kontraktbrüchige Nachtigall.** Ein Londoner Sender hatte seinen Hörern dieser Tage die Übermittlung eines garantiert echten Nachtigallengesanges in Aussicht gestellt, nachdem man während sieben Tagen im Garten einer Miß Beatrice Harrison in Oxted mit staunenswerter Regelmäßigkeit den Gesang ertönen hörte. Ausgerechnet an dem zur Übermittlung bestimmten Tage ließ sich die Nachtigall jedoch durch das allerschönste Wetter nicht zum Gesang hinreißen, obwohl man den Aufnahmeapparat ganze drei Stunden in Bereitschaft hielt. — Vielleicht hatte die Sängerin eine Kunstreise angetreten.




Lustige Rundschau

* **Warm und kalt.** Sie: „Schon der bloße Gedanke an die Pelze, die du uns versprochen hast, gibt mir warm." — Er: „Und mir läuft es beim bloßen Gedanken an die Rechnung eiskalt den Rücken hinunter."

*

* **Die Zwillinge eines Sängers.** „Ich verstehe nicht, daß Sie Ihre Zwillinge auseinanderhalten können. Sie sehen doch einer wie der andere aus." — „Ach, das ist ganz einfach. Ich haue sie! Passen Sie auf. Das hier — klatsch — ist offenbar Georg. Er schreit auf dem hohen C. Und das hier — klatsch — ist Kurt, er schreit einen Ton tiefer."

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.